

»Als hätte ich meine Seele verloren«

In einer spektakulären Rettungsaktion gelingt es einer Gruppe internationaler Helfer, afghanische Nationalspielerinnen aus dem Land zu schleusen. Einige wenige bleiben zurück – die Geschichte einer Sportlerin, die es nicht geschafft hat zu fliehen.

Von Matthias Fiedler und Marie-Julie May, DER SPIEGEL, 04.09.2021

Freitag Abend vergangener Woche. Drei Tage bevor die letzten US-Truppen aus Afghanistan abziehen und das Land den radikalislamischen Taliban überlassen, hockt Aya Nouri in einem kleinen Flachbau in Kabul auf einem Teppich; die Fenster sind mit bunten Tüchern verhängt, die Türen verriegelt. Sie wartet auf den Anruf, der ihr Leben retten soll.

Wer in der Leitung sein wird, weiß sie nicht. Sie hofft, dass ihr eine Stimme sagt, dass sie zum Flughafen von Kabul kommen kann. Und dass sie am Ende ihrer Odyssee eine Maschine des US-Militärs besteigt, um das Land zu verlassen, in dem Frauen wie sie von den Taliban »keine Gnade« erwarten können. So erzählt sie es mit dünner Stimme in einem Videotelefonat. Seit einigen Tagen versteckt sie sich im Haus ihrer Trainerin.

Aya Nouri*, 23, eine zierliche Frau mit runder Brille und schwarzem Kopftuch, spielt bei einem Frauenfußballklub aus Kabul. In der afghanischen Nationalmannschaft zählt sie zu den Besten. Doch seitdem die Islamisten die Macht übernommen haben, fürchten die Fußballerinnen, verfolgt und im schlimmsten Fall getötet zu werden.

In den Augen der Taliban haben Frauen im Sport keinen Platz. Sie sollen kochen und putzen, Kinder bekommen, leise und unterwürfig sein – ein archaisches Ideal, dem viele afghanische Männer anhängen. Nouri nennt es einen »Albtraum«. Sie will ihm entfliehen, solange es noch geht. Viel Zeit hat sie nicht mehr.

Vor einigen Tagen war Nouri schon einmal mit mehr als zwei Dutzend Nationalspielerinnen zum Flughafen geeilt; in der Tasche hatten sie ein humanitäres Visum für Australien. Aber das Chaos vor den Toren des Airports verhinderte, dass Nouri es auf das Flughafengelände schaffte. Mehr als 70 Teamkameradinnen, Betreuer und ihre Verwandten flogen ab. Nouri und eine Handvoll anderer Spielerinnen blieben zurück.

Der Gedanke an die verpasste Reise in die Freiheit habe ihr fast jede Hoffnung geraubt, erzählt sie. Doch aufgeben will sie nicht. »Manchmal hat Gott andere Pläne.«

Eine Freundin, die inzwischen in den USA lebt, habe mithilfe ihrer Gasteltern und eines Anwalts in den Vereinigten Staaten ein neues humanitäres Visum für sie beantragt. Die Papiere seien unterzeichnet, sie stehe auf einer Evakuierungsliste der USA, sagt Nouri. »Ich bete.«

Sie hält die Kamera ihres Handys auf einen schwarzen Tagesrucksack – das einzige Gepäckstück, das sie auf ihre Flucht mitnehmen will. Darin ein paar Kleider, ihr Reisepass, ein Schulzeugnis und eine Matika – ein afghanischer Haarschmuck. Er soll sie daran erinnern, woher sie kommt.

Seitdem sie sich versteckt halte, wisse sie nicht mehr, welcher Wochentag sei oder wann sie das letzte Mal das Haus verlassen habe, sagt Nouri. Ihre Lebensfreude sei einer ständigen Angst gewichen, die Taliban könnten an ihre Tür klopfen.

Die Vorboten des Unheils erreichten die Fußballerinnen bereits Anfang August, wenige Tage vor dem Fall Kabuls. Das Nationalteam bereitete sich im Ghazi-Stadion auf das Qualifikationsturnier zu den Asienmeisterschaften im September in Tadschikistan vor. Während des Trainings, erzählt Nouri, tauchte auf dem Gelände mehrmals ein langbärtiger Mann mit Turban auf, der angeblich einen Coachingkurs belegen und den Frauen zuschauen wollte.

Die Verantwortlichen wurden misstrauisch, ließen die Spielerinnen fortan in einer Halle trainieren. Ein paar Tage später schickten sie sie nach Hause. Der Verdächtige sei vermutlich ein Späher der Taliban, man befürchte einen Anschlag.

Der Vorfall habe sie zunächst nicht großartig beunruhigt, sagt Nouri. Bis sie mit ihrer Schwester im Kabuler Zentrum unterwegs war und Schüsse aus Maschinenpistolen hörte. Menschen schrien, rannten panisch durch die Straßen, stürzten übereinander. »In dem Moment wusste ich, dass sie da sind.«

Drei Tage später rollten grimmig blickende Männer in den Geländewagen der Polizei und des afghanischen Militärs durch ihr Wohnviertel, erinnert sich Nouri. »Das Böse in ihren Augen werde ich nie vergessen.«

Nouri flüchtete aus ihrer Wohngemeinschaft zur Familie ihrer Trainerin. Lebensmittel kauften sicherheitshalber die Männer ein. Aus Angst, Reis, Olivenöl oder grüner Tee könnten unter den neuen Machtverhältnissen teurer werden, legten sie Vorräte an.

In einer WhatsApp-Gruppe berieten Nouri und ihre Teamkolleginnen, was nun zu tun sei. Initiiert hat den Chat Khalida Popal, 34, die die Frauennationalmannschaft 2007 gegründet hat und nun in Dänemark lebt.

Die Spielerinnen zerrissen ihre Auszeichnungen, Urkunden, jeden Schnipsel, der sie als Fußballerinnen hätte entlarven können. Pokale und Medaillen, für die sie

jahrelang trainiert hatten, warfen sie in den Müll. Manche verbrannten ihr Nationaltrikot. Nouri habe das nicht fertiggebracht, sagt sie. Sie versteckte das Shirt. »Für bessere Zeiten.«

Sonntag Mittag, 36 Stunden vor dem Abzug der US-Truppen. Nouri hört in den Nachrichten, dass die Amerikaner einige Tore zum Flughafen geschlossen haben. Über WhatsApp schreibt sie: »Wir haben nur noch zwei Tage.«

Aya Nouri hat Afghanistan unter Talibanherrschaft nie bewusst erlebt. Sie wurde in der Zeit der amerikanischen Besatzung groß. 20 Jahre, in denen die afghanische Gesellschaft von Männern dominiert blieb, aber Frauen sich schrittweise das Recht erkämpften, zu studieren, arbeiten zu gehen, Sport zu treiben. Nouri war Teil dieses Kampfes.

Sie wuchs in einem Waisenhaus in Kabul auf. Ihre Mutter starb früh, ihr Vater konnte sich nicht um sie kümmern, der Krieg hatte ihm beide Beine genommen. Aya teilte sich ein enges Zimmer mit sieben Mädchen. Die wenigen Fotos, die sie von ihren Eltern besaß, versteckte sie in einem Schrank unter ihren Kleidern.

Nach der Schule schaute sie aus ihrem Zimmerfenster den Jungen im Innenhof beim Fußballspielen zu. Eines Tages fragte sie, ob sie mitmachen dürfe. Die Jungs lachten sie aus. Aya kam wieder, wartete, bis die Jungen verschwunden und die Erzieher nach Hause gegangen waren. Dann schnappte sie sich den Ball, übte heimlich dribbeln und schießen. Irgendwann war sie so gut, dass die Jungs sie mitspielen ließen.

Vor zwei Jahren hat der SPIEGEL Aya Nouri das erste Mal getroffen. »Beim Fußball konnte ich vergessen«, erzählte sie damals. »Den Hunger, den Durst, den wütenden Direktor des Waisenhauses.« Auch der habe gesagt, Sport sei nur für Männer. Aber Aya hatte Glück. Eine Erzieherin erkannte ihr Talent, gründete ein Mädchenteam, lotste Aya zu ihrem heutigen Klub.

Erfolgsgeschichten wie diese machten Spielerinnen wie Nouri zum Vorbild einer ganzen Generation junger Mädchen – und den Fußball in Afghanistan zum Symbol des Widerstands gegen die Unterdrückung von Frauen. Doch wie wenig ein Umdenken in den Köpfen afghanischer Männer stattgefunden hat, zeigte zuletzt ein schwerer Missbrauchsskandal. Ausgerechnet im eigenen Verband.

Ende 2018 war bekannt geworden, dass der Präsident des afghanischen Fußballverbands mehrere Nationalspielerinnen in einem geheimen Hinterzimmer sexuell missbraucht und körperlich misshandelt haben soll. Der AFF bestritt die Vorwürfe, aber viele Sportlerinnen traten aus der Mannschaft aus, verließen Afghanistan. Auch Nouri dachte daran auszuwandern, sagt sie. Aber ein Wechsel ins Ausland kam nie zustande.

Bis heute würden Fußballerinnen auf der Straße beschimpft, bespuckt, mit Müll beworfen. Sie sei deshalb oft Taxi gefahren, nie in Trainingsklamotten durch die Stadt gelaufen, sagt Nouri. »In Afghanistan bist du als Fußballerin immer eine Zielscheibe.«

Montag Morgen, 18 Stunden vor dem Abzug der US-Truppen, schreibt Nouri über WhatsApp hinter einem Smiley: »Habe ein Visum für Kanada bekommen. Warte auf nächste Anweisungen.«

Bereits ihr erster Fluchtversuch vor zwei Wochen war lebensgefährlich. In kleinen Gruppen waren die Nationalspielerinnen aufgebrochen, hatten mehrmals das Transportmittel gewechselt, erzählt Nouri. Um die Kontrollpunkte der Taliban zu umgehen, erhielten die Fußballerinnen auf ihr Smartphone detaillierte Wegbeschreibungen – aus Tausenden Kilometer Entfernung.

Ein Team aus Menschenrechtsanwälten, ehemaligen Trainern und Spielerinnen der Nationalmannschaft sowie der internationalen Spielergewerkschaft Fifpro hatte in tagelanger Kleinarbeit die Rettung der jungen Frauen geplant. Sie hatten Visa besorgt, die Bewegungsprofile der Islamisten analysiert und Kontakt zu britischen, australischen und US-Soldaten am Flughafen aufgenommen.

Popal, die frühere Kapitänin des Nationalteams, versuchte, den verängstigten Fußballerinnen Mut zu machen, feuerte sie über Textnachrichten an wie einst auf dem Spielfeld: »Zusammen schaffen wir das! Wir sind die Champions!«

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen konnten die Helfer nicht verhindern, dass die Taliban an Checkpoints einigen Mädchen ins Gesicht schlugen, sie zu Boden stießen, erzählt Kelly Lindsey, die vier Jahre lang Trainerin des Nationalteams war und die Aktion mitkoordiniert hat. Zwischenzeitlich sei der Kontakt zwischen Helfern und Spielerinnen abgebrochen, weil das Internet ausfiel.

»Die Rettung der Mädchen ist ein Wunder«, sagt die frühere Co-Trainerin der Mannschaft, Haley Carter. Als Veteranin der US-Marine hatte sie sich an die Militärs am Flughafen gewandt und Codes vereinbart, die die jungen Frauen auf Pappschilder schrieben, um mit den Soldaten an den Toren Kontakt aufzunehmen.

Manche der Frauen mussten stundenlang knietief in einem Abwasserkanal ausharren, bevor ein Soldat sie herauszog, sagt Carter. Drei Tage lang seien einige Spielerinnen am Airport unterwegs gewesen, hätten die Nächte auf dem Boden vor den Toren verbracht, berichten die Helfer. Viele seien in den Menschenmassen ohnmächtig geworden, weil ihnen das Trinkwasser ausging in der Hitze. Immerhin gelangten fast alle von ihnen in den Flughafen.

Aya Nouri schaffte es nicht, sie musste aufgeben. Zwölf Stunden lang hatte sie an mehreren Toren verzweifelt ihr Glück versucht, bis sie erschöpft war. Ihren Proviant

hatte Nouri einer Kameradin anvertraut, diese im Gedränge aber verloren.
»Irgendwann konnte ich nicht mehr. Ich war am Ende.«

Seit diesem Tag fühle sie sich innerlich leer, sagt Nouri. »Als hätte ich meine Seele verloren.« Auch deshalb habe sie ihr Profilbild bei WhatsApp schwarz gefärbt. Sie wolle erst wieder ein Foto von sich zeigen, wenn sie in Sicherheit sei.

Warum ausgerechnet Nouri zurückblieb, ist schwer zu rekonstruieren. Offenbar hatte es Kommunikationsprobleme gegeben. Auch war Nouri nach eigener Aussage nur mit einem humanitären Visum für Australien unterwegs und nicht mit Schreiben der Spielergewerkschaft Fifpro und des Weltfußballverbandes Fifa wie viele ihrer Teamkolleginnen.

Die Helfer kritisieren die Fifa. Der Verband habe nichts zur Rettung der Afghaninnen beigetragen. Man habe den Text für das Fifa-Dokument selbst formulieren müssen, von der Fifa sei nur das Briefpapier gekommen. Die Fifa teilt mit, sie arbeite »unermüdlich« weiter an der Evakuierung von Sportlern, ihre Verbandsspitze sei »persönlich an den Verhandlungen« beteiligt.

Die Geretteten wurden zunächst nach Dubai geflogen, von dort aus soll es nach Australien weitergehen. Mehr als 200 Jugendfußballerinnen befänden sich noch im Land, heißt es, doch für den Moment könne man nichts unternehmen. »Wir müssen sehen, ob sich nun nach dem Abzug des Militärs neue Evakuierungsrouten eröffnen«, sagt Fifpro-Generalsekretär Jonas Baer-Hoffmann.

In der Nacht zu Dienstag verlassen die US-Truppen Afghanistan. Aya Nouri meldet sich das letzte Mal: »In vielen Vierteln der Stadt wird geschossen«, schreibt sie. »Es gibt niemanden mehr, der mir helfen kann. Und keinen Flug hier raus.«

Ihr WhatsApp-Profilbild bleibt schwarz.